

## **Empfindsamkeit als Lebenspraxis, Denkhaltung und Formprinzip. Der ‚ganze Gellert‘**

Wenn der Leser, welcher den Schriftsteller kennt, ihn selbst handeln gesehn, ihn reden gehört hat, wenn ein solcher Leser überhaupt die Schriften des Mannes besser versteht; wenn er sich viele Stellen durch die Geberde desselben, durch seine Mienen, durch sein ganzes Betragen besser zu erklären weiß, oder sie rührender und eindringender findet: so muß es bey dieser Moral vorzüglich statt finden.<sup>ii</sup>

So leitet Christian Garve seine im Todesjahr Gellerts erschienene Würdigung *Vermischte Anmerkungen über Gellerts Moral, dessen Schriften überhaupt, und Charakter* ein. Was er hier an seinem langjährigen Freund und Mentor hervorhebt, ist zunächst eine alte hermeneutische Binsenweisheit: Wer einen Autor persönlich kennt, kann sein Werk besser verstehen, sei es nun sein literarisches (als „Schriftsteller“) oder sein philosophisches (seine „Moralphilosophie“). Es ist aber eine Binsenweisheit, die in der Moderne reichlich aus der Mode gekommen ist. In der Literaturwissenschaft ist sie verpönt als schlichter und schlechter ‚Biographismus‘, als reduktionistische Verkürzung der komplexen ästhetischen Zusammenhänge des autonomen literarischen Kunstwerks auf banale lebensgeschichtliche Daten. Und beinahe noch problematischer erscheint sie in der Philosophie, wo der Gedanke, dass ein Moralphilosoph gefälligst für die Richtigkeit seiner ethischen Überzeugungen mit seinem ganzen Leben (und also auch: seinem Sterben!) einstehen sollte, schon seit Sokrates deutlich an Attraktivität verloren hat. Garve aber verbindet nicht nur Werk und Person, Leben, Denken und Schreiben Gellerts auf Engste; er leitet gerade aus dieser ‚Ganzheit‘ die Besonderheit des schon kurz nach seinem Tod so vielfach geschmähten Leipziger Professors ab.<sup>iii</sup> Ist diese Vorstellung wirklich rettungslos anachronistisch und mit der ‚Überwindung‘ der moraldidaktischen Ausrichtung von Literatur, die für die Aufklärung noch über weite Strecken selbstverständlich war, endgültig ausgestorben? Und hängt sie unter Umständen mit der Empfindsamkeit zusammen, wenn man sie als literaturgeschichtliche Epoche ebenso wie als gesamteuropäische Geisteshaltung und als Variante sozialen Verhaltens versteht?

Im Folgenden soll sehr überblicksartig skizziert werden, wie in Gellerts Person und Werk empfindsame Tendenzen biographisch, philosophisch und poetologisch zusammenhängen, und warum sie das auf notwendige Weise tun (I). Ausgehend von Garves Porträt arbeite ich einige Merkmale und Begriffe heraus, die mir besonders geeignet scheinen, den ‚ganzen Gellert‘ zu charakterisieren. Am Leitfaden dieser Merkmale beleuchte ich dann zunächst Gellerts Lebenspraxis (II), seine Denkhaltung in seiner Moralphilosophie (III)

und die Formprinzipien, die vor allem seine Brieftheorie prägen (IV). Abschließend versuche ich zusammenzufassen, was den ‚ganzen Gellert‘ ausmacht, inwiefern er exemplarisch für die deutsche Frühaufklärung ist, und werfe dann einen abschließenden vergleichenden Blick auf Jean-Jacques Rousseau (V).

## I. Gellert als Genie der richtigen Proportion: Garves Gellert-Porträt

Für Christian Garve liegt die Besonderheit von Gellerts Persönlichkeit bemerkenswerterweise in der Abwesenheit individueller Eigenheiten: Gellert exzelliert nicht in „einer einzigen Fähigkeit, sondern durch die Vereinigung und die mittlere Proportion“<sup>iv</sup> aller geistigen Fähigkeiten. Das erkläre auch seinen Erfolg bei sehr verschiedenen Lesergruppen, da in ihm selbst die unterschiedlichsten Anlagen in untereinander ausgewogenen Verhältnissen vorliegen und sich sozusagen jeder das aussuchen kann, was ihn persönlich anspricht.<sup>v</sup> Gellert verfügt, in einer kompakten Formel, über einen „von Natur gleichsam gemäßigten Geist“.<sup>vi</sup> Er entspricht damit dem rationalistischen Begriff eines schönen Ganzen, das als „gute Bildung aller Theile“ und „Uebereinstimmung derselben“ definiert ist.<sup>vii</sup> Das Ergebnis ist ein harmonischer Gesamteindruck der Persönlichkeit, der eben seiner Ganzheit wegen schwer analytisch zu beschreiben ist. Garve bedient sich dafür eines für die gesamte Aufklärung und für Gellert selbst besonders zentralen Begriffs, nämlich dem des Geschmacks:

Uns dünkt, wenn man das Ding, was man Geschmack nennt, irgend wo zu suchen hat, so ist es eben nicht an den äußersten Gränzen des Genies, sondern in diesem Mittelpunkte, wo die verschiednen Fähigkeiten, die in den Umkreis des menschlichen Geistes gehören, gleichsam zusammenstoßen, und sich in gleichen Proportionen vereinigen.<sup>viii</sup>

Gellert ist also sozusagen ein Inbegriff des Geschmacks; er ist, sofern man Garves Argumentation folgt, das Genie des Durchschnitts.

Gellerts ausgeglichene, gleichsam in sich selbst schon ästhetische Persönlichkeitsstruktur (eine Vorwegnahme dessen, was wenig später ‚schöne Seele‘ heißen wird) ist gleichzeitig nach Garve die biographische Voraussetzung für seine starke Wirkung auf alle Arten von Lesern, unabhängig von deren sozialem Rang oder Bildungsstand.<sup>ix</sup> Die enorme Popularität werde zudem durch den starken Praxisbezug seiner Moralphilosophie und ihre allgemeinverständliche Präsentation erreicht: Gellert richte sich insgesamt mehr an das „Herz“ als an den „Kopf“<sup>x</sup> des Lesers/Hörers; er sei mehr an konkreter Besserung denn als Unterrichtung interessiert. Auch deshalb müsse er aber selbst das beste Beispiel für seine Lehren sein: Gellert sei ein Mann, „der die

Tugend kennt, weil er sie ausübt“<sup>xi</sup> – also nicht nur durch die Lektüre philosophischer Grundlagentexte, sondern durch tägliche Praxis.

Die Schlüsselkompetenz für tugendhaftes Handeln ist dabei Garve zufolge die Beherrschung der Leidenschaften – und zwar nicht nur, weil sie eine permanente Bedrohung für die Vernunft darstellen. Vielmehr setzt gerade die empfindsame Berufung auf das ‚Herz‘ des Lesers/Hörers ein Gefahrenpotential frei. Wer, wie Gellert, professionell mit Emotionalisierungstechniken arbeitet, um das Befolgen moralischer Grundsätze mit einem lustvollen Belohnungserlebnis zu verbinden, spielt genau mit dem Feuer, das er einzudämmen verspricht: Denn aus sozialen, gemäßigten, vernunftkompatiblen Affekten können im Handumdrehen unbeherrschbare Leidenschaften werden, wenn das rechte Maß nicht eingehalten wird. In diesem Prozess, so Garve nun weiter unter Berufung auf Gellert, spielt die Einbildungskraft eine zentrale Rolle: Sie verstärkt unsere Leidenschaften schon allein dadurch, dass sie die Empfindungen aus ihrem Lebenskontext isoliert und dadurch zwingend idealisiert und übersteigert. Dagegen hilft nur eines:

man muß seinen Verstand und seine Einbildungskraft mit so viel wichtigen und einnehmenden Begriffen und Bildern anzufüllen suchen, als man kann. Man muß denken lernen.<sup>xii</sup>

Unerlässlich für die Beherrschung der Leidenschaften ist also die Habitualisierung eines vernunft- und tugendgemäßen Verhaltens durch kontinuierliche Selbstbeobachtung und durch anhaltende Übung in einer vorbildlichen moralischen Praxis; nicht nur die Leidenschaften müssen gezügelt, auch die Einbildungskraft muss in diesem Prozess domestiziert werden. Nur so kann die Tugend als lebenslange Praxis, die sich in ihrer Ausführung selbst belohnt und dadurch als genauso befriedigend erlebt werden kann wie sinnliche oder materielle Vergnügungen, eine Art natürlicher Verhaltensreflex werden. Tugend ist lernbar, das ist Gellerts Botschaft nach Garve; aber es ist keine leichte Übung, und sie muss lebenslang trainiert werden.

## II. Lebenspraxis: Empfindsamkeit zwischen Depression und Sexualität

War Gellert nun tatsächlich in diesem Sinne ein vorbildlich tugendhafter Mensch, ist er den von Garve (und ihm selbst) vertretenen Ansprüchen an die Übereinstimmung von Lebenspraxis und philosophischer Denkhaltung gerecht geworden? Seit auch seine verstreuten autobiographischen Zeugnisse publiziert vorliegen – und das wäre ihm selbst wahrscheinlich unendlich peinlich gewesen –, kann man diese Frage mit ziemlicher Sicherheit negativ beantworten: Zumindest derjenige Gellert, der nach 1751 als öffentlicher Professor der Moralphilosophie lehrte, sich von der Poesie abwandte und stattdessen auf

religiöse Dichtungen konzentrierte und der in dieser Zeit auch begann, sein Leben in Tagebüchern zu protokollieren, war ganz und gar nicht von seiner eigenen Moralität überzeugt. 1754 bilanziert er in einem Bekenntnistext mit dem Titel *Feyerliche Erneuerung meines Bundes mit Gott dem Allmächtigen*:

Da ich dieses niederschrieb, waren es zwey, bis drittehalb Jahre, daß mich Gott mit Schwermuth u. Traurigkeit des Geistes heimgesucht. Kaltsinnigkeit, Unempfindlichkeit gegen das Gute, gegen die Religion u. den Glauben an Jesum waren meine Plagen. Unvermögen zum Gebete, Gott zu denken, und s. Allmacht, Güte, Allwissenheit; fürchterliche, entsetzliche Gedanken, deren ich mich nicht erwehren konnte, waren mein Jammer.<sup>xiii</sup>

In anderen Niederschriften zeichnet er „Sündenregister“<sup>xiv</sup> auf, in denen er seine religiösen Verfehlungen kategorisiert, beispielsweise nach „grobe Sünden“, „Unterlassungssünden“ oder Sünden in verschiedenen Alters- und Lebensumständen. Ja, er stellt sogar eine grotesk anmutende (und noch dazu rechnerisch falsche) fiktive Sündenberechnung auf: Wenn man 20 Jahre lang jede Woche eine Sünde begeht, ergeben sich 1040 Sünden; wenn man an jedem Tag einmal sündigt, sind wir schon bei 7980; wenn man gar an jedem Tag 24 Sünden begehen würde, und das 24 Jahre lang, ergäben sich 16.224.<sup>xv</sup> Gellert leidet nicht nur unter den bekannten körperlichen Beschwerden, darunter auch wiederholten sexuellen Anfechtungen, sondern unter wiederkehrenden und lang anhaltenden Phasen von Angst, Antriebs- und Empfindungslosigkeit.<sup>xvi</sup> Wir würden heute, so vorsichtig man mit solchen posthumen Diagnosen auch sein muss, wahrscheinlich von einer ausgeprägten depressiven Neigung mit einer schweren psychosomatischen Symptomatik sprechen. Gellert jedoch interpretiert all das als persönliche Verfehlung; mangelnde Empfindung ist nicht nur die Ursünde des Empfindsamen schlechthin, sondern gleichzeitig göttliche Strafe und Beweis menschlicher Unzulänglichkeit: „O Herr Jesu, ich bin todt in Sünden u. Ubertretungen“.<sup>xvii</sup> Sein persönliches Empfindsamerleben ist insofern ganz konkret anzusiedeln zwischen zwei medizinischen Extremen: den unbeherrschbaren Versuchungen der Sexualität als ausschweifender Leidenschaftlichkeit schlechthin auf der einen und den dunklen Stunden der Depression als gotteslästerlicher Empfindungslosigkeit auf der anderen Seite.

Das jedoch ist erst der späte Gellert; und an dieser Verfinsterung scheinen eine seit früher Jugend prägende strenge Religionsauffassung und das pietistische Gebot zur permanenten Selbstbeobachtung nicht ganz unschuldig zu sein.<sup>xviii</sup> Man möchte lieber glauben, dass der junge Gellert, so lange er noch Lustspiele, Fabeln und einen ziemlich bemerkenswerten Roman schrieb, auch ein weniger düsteres Selbstbild hatte. Zumindest jedoch gab er sich lebenslang die größte Mühe, seine empfindsamen Lebenslehren vor allem an die noch bildsame Jugend weiterzugeben – womöglich mit der Intention, ihnen das

eigene Schicksal zu ersparen. Der pädagogische Impetus prägt überdeutlich beispielsweise seine akademische Antrittsrede mit dem hochprogrammatischen Titel *Von dem Einflusse der schönen Wissenschaften auf das Herz und die Sitten*, in der er das Bild eines Gelehrten weitab von trockenen Kompendien und philosophischen Systemen entwirft.<sup>xxix</sup> Der ideale Gelehrte nach Gellert hat natürlich eine solide klassische Bildung erworben, vor allem im Blick auf die Werke der Alten. Aber er hat auch „Genie“, nämlich „eine gewisse natürliche Größe und Lebhaftigkeit der Seele [...], die den Menschen zu allen großen Unternehmungen begeistern muß“.<sup>xxx</sup> Dieses Genie ist jedoch nicht das wenig später zu Berühmtheit gelangte, quasi fertig vom Himmel gefallene ‚Original-Genie‘; es muss vielmehr erst ausgebildet und danach permanent geübt werden, und das wiederum nicht nur theoretisch, sondern durchaus praktisch. Dabei sind in diesem Prozess, wie in Garves Gellert-Porträt, die Gedanken selbst, ihre Ausdrucksweise und die durch sie ausgelösten Empfindungen untrennbar miteinander verbunden:

Wird man wahr, genau, schön und mannichfaltig denken, wird man sich richtig und lebhaft ausdrücken, wird man lehren, gefallen und das Herz des Menschen rühren können.<sup>xxxi</sup>

Deshalb, so Gellert wiederum in Parallele zu Garve, muss der akademische Lehrer als Genie auch zwingend über Geschmack<sup>xxii</sup> verfügen. Diesen bildet er nur dadurch aus, dass er kein „Fremdling auf dem Schauplatze der Welt“<sup>xxiii</sup> bleibt und sich in seine Akademie verkriecht, sondern indem er den Umgang mit allen Arten von Menschen sucht. Der Geschmack ist dabei zunächst ganz konventionell eine Fähigkeit zum ästhetischen Urteil, nämlich

ein zarte, geschwinde und treue Empfindung alles dessen, was in den Werken des Geistes so wohl in einzelnen Gedanken und Ausdrücken, als überhaupt in dem ganzen Baue des Werkes richtig, schön, edel, harmonisch; und auf der andern Seite alles dessen, was fehlerhaft, was matt, was kindisch, was abentheuerlich und mißhellig ist.<sup>xxiv</sup>

Interessanterweise beruht er jedoch primär auf einer Empfindung, nicht etwa einem rationalen Urteil. Und er hat Auswirkungen auf die gesamte Lebensführung; das demonstriert Gellert bezeichnenderweise anhand eines Gedankenexperiments in der Tradition der Charakteristik. Die Hörer werden aufgefordert, sich einen Mann vorzustellen, der die schönen Wissenschaften studiert hat und die Werke der Alten und der Neuen regelmäßig liest.<sup>xxv</sup> Er gewinnt dabei durch das Mitempfinden der dort dargestellten Beispiele von tugendhaftem Handeln selbst eine tugendhafte Haltung in allen gesellschaftlichen Rollen und Funktionen. Diese wirkt von nun an als eine „geheime Stimme“<sup>xxvi</sup> in allen Situationen seines Lebens – also nicht etwa als inhaltlicher Maßstab für moralische Beurteilungen, denn für diese sind weiterhin

die „Natur, oder vielmehr die Religion“<sup>xxvii</sup> zuständig. Der geschulte Geschmack sorgt vielmehr dafür, dass alle Tugenden „brauchbarer“ werden:

Nein, ihr Geist wird uns als ein treuer Gefährte in alle Verrichtungen des Lebens, in die Geschäfte des Hauses, in die Angelegenheiten des Staats, in die Unternehmungen des Krieges folgen.<sup>xxviii</sup>

Die konkrete Entwicklung einer solchen Erkenntnis, Tugend und Geschmack verbindenden Lebenshaltung hat Gellert auch in vielen Details in einem fiktiven Lehrbrief dargetan, den *Lehren eines Vaters für seinen Sohn, den er auf die Akademie schickt* – ein seit der Antike verbreitetes Genre der Umgangs- und Verhaltensliteratur. Gellerts Maximen mögen heute genauso altbacken wirken wie seine ganze Person und sein Literaturkonzept, haben aber gleichwohl bei unvoreingenommener Betrachtung viel Bedenkenswertes und können leicht modern reformuliert werden. So entwirft er ein grundlegendes Konzept von Zeitmanagement, in dem nicht nur das Studium, sondern auch die Erholung einen Platz findet; er weist auf die Wichtigkeit geregelter Tagesabläufe für ernsthafte, längerfristige Studien hin. Und er konzentriert sich vor allem auf Anweisungen dazu, wie und was man am besten liest; er empfiehlt dazu bewährte, aber heute weitgehend in Vergessenheit geratene hermeneutische Grundprinzipien wie die Mehrfachlektüre (vor allem der Klassiker) oder das Anfertigen von Exzerpten und Lesetagebüchern, das gleichzeitig die eigene sprachliche Ausdrucksfähigkeit trainiert: „Man muß die Sprache gebraucht, geübt, man muß viel darinnen gedacht und geschrieben haben, wenn man sie bis zur Deutlichkeit, Schönheit bis zum Nachdrucke in der Gewalt haben will“.<sup>xxix</sup> Das intensive Lesen und auch das regelmäßige Schreiben, sei es von akademischen Texten wie von Briefen, erweisen sich damit als Schlüsseltätigkeiten für die Geschmacksbildung, die neben die reine Geistesausbildung treten, aber wiederum intensiver, regelmäßiger Übung bedürfen.

### III. Denkhaltung: Zum „moralischen Geschmack“ als Habitualisierungskonzept

Theoretisch begründet hat Gellert diese Zusammenhänge in seinen *Moralischen Vorlesungen*, deren Zulauf in Leipzig legendär war. Das Programm ist kompakt in der ‚Vorerinnerung‘ zusammengefasst:

Ich will es also versuchen, ob ich Ihnen die vornehmsten Theile der Sittenlehre auf eine lebhaftere Art, nicht bloß durch Beweise der Vernunft, sondern zugleich durch die Aussprüche des Herzens und die Stimmen der innerlichen Empfindung und des Gewissens, durch Beyspiele und Gemälde, vortragen und erläutern kann.<sup>xxx</sup>

Man muss hier genau lesen. Es geht Gellert weder um die Entwicklung eines eigenen, gar originellen gedanklichen Systems von Grundsätzen<sup>xxxii</sup> – hier beruft er sich auf die anerkannten philosophischen Autoritäten seiner Zeit – noch um reine Vermittlung abstrakter Wissensinhalte. Wichtig ist vielmehr auch hier die untrennbare Einheit von Gedanken, „Beweisen der Vernunft“ (dem Inhalt der „Sittenlehre“), Ausdrucksform (anschauliche, lebhaft Darstellung durch „Beispiele und Gemälde“) und emotionaler und emotionalisierender Wirkung („Aussprüche des Herzens“, „innerliche Empfindung“, „Gewissen“). Denn die Moral, so wie Gellert sie lehrt, stimmt nicht nur nach dem rationalistischen Modell mit den Wahrheiten von Vernunft und Religion überein; sie hat vielmehr eine eigene Stimme im „geheimen Gefühl des Herzens, oder den Trieb des Gewissens“.<sup>xxxiii</sup> Wie jedoch wird sichergestellt, dass diese innere Stimme wirklich immer im Einklang mit den Gesetzen von Vernunft und Religion urteilt und dass wir auch auf diese innere Stimme hören und ihr gemäß handeln?

Erneut stehen damit die Empfindungen an der Schlüsselstelle der Theorie. Gellert macht mehrfach deutlich, dass der Mensch Affekte braucht: Sie sind ihm von Gott als „Triebfedern unsers Glücks“<sup>xxxiii</sup> verliehen, ermöglichen also erst unsere Glückseligkeit sowohl als moralische als auch als physische Wesen. Sie haben jedoch gleichzeitig ein Potential zum Guten als auch zum Schlechten; tatsächlich nämlich hängt Gellert durchaus weiterhin einer Variante der Erbsünde an:

Aber daß unsre natürliche Tugend sehr unvollkommen bleibt, daß wir oft tausend Bemühungen, uns zu bessern, fruchtlos anwenden, daß wir eine Neigung zum Bösen, die sowohl durch die Geburt, als durch die Erziehung und durch Beyspiele erzeugt ist, in uns tragen, daß sie der beste Menschen nie ganz bekämpfen kann, daß wir eine große Trägheit und oft ein Unvermögen zum Guten fühlen, dieses lehret uns die Erfahrung.<sup>xxxiv</sup>

Diese „Neigung zum Bösen“ im Menschen kann nur durch entschiedenes Moraltraining überwunden werden. Von frühester Jugend an müssen die Leidenschaften zwar nicht unterdrückt, aber durch gute Beispiele und ständige Arbeit an sich selbst vernunftkonform gemacht werden, muss die Moralität solange trainiert werden, bis das tugendhafte Verhalten schließlich zum unreflektierten Habitus wird, und zwar in jeder Situation, sei es

als Kind, als Vater, als Bruder, als Gatte, als Freund, als Lehrer, als Regent, als Unterthan, als Bürger des Vaterlandes, und als Bürger in der Stille und in dem Geräusche, in den Stunden der Arbeit und der Erholung, im Glücke oder im Unglücke, in gesunden und kranken Tagen, nahe am Tode und fern vom Grabe, in allen Verhältnissen des Lebens der Welt und der Ewigkeit.<sup>xxxv</sup>

Diese Habitualisierung wird im Wesentlichen durch den Geschmack bewirkt, den Gellert hier nun explizit auch als spezifisch moralisches Vermögen einführt: Es gibt von Natur aus einen „moralischen Geschmack“<sup>xxxvi</sup> im Herzen eines jeden, der zwar durch „Sinnlichkeit, Sorglosigkeit oder vorsetzliche Unterdrückung“ korrumpiert, aber ebenso durch gute Vorbilder und Beispiele kultiviert werden kann. Ist er jedoch einmal im Gemüt etabliert, verstärkt das moralische Handeln sich selbst in einem prinzipiell unabschließbaren Steigerungsprozess mit eingebauter Rückkopplung: „Es wird uns leichter gut zu seyn, weil wirs schon oft gewesen sind“.<sup>xxxvii</sup>

Gellert argumentiert an dieser Schlüsselstelle offensichtlich mit einer Begriffsvariante des *moral sense*, der aus den englischen Schriften Francis Hutchesons und dessen Schülers David Fordyce stammt,<sup>xxxviii</sup> von denen er selbst in seinen *Moralischen Vorlesungen* zunächst ausführt:

Ihr Eigenthümliches besteht vornehmlich darinnen, daß sie nicht sowohl die Pflicht und das Herz der Menschen aus Grundsätzen, als vielmehr seine Pflicht und Tugend aus den Grundlinien des Herzens, aus seinen moralischen Empfindungen zum Guten und Bösen, zu erklären, und, gleich den Naturforschern, aus Beobachtungen und Erfahrungen das sittliche System aufzurichten suchen.<sup>xxxix</sup>

Er grenzt sich aber auch explizit von ihnen ab: „Aber beyde, insonderheit der erste, bauen in ihrer Sittenlehre wohl zu sehr auf den moralischen Geschmack (*sens morale*) den Shaftesbury zuerst durch seine Schriften bey den Engländern in Aufnahme gebracht hat“.<sup>xl</sup> Für Gellert erfüllt der moralische Geschmack hingegen zwar eine wichtige Rolle für das Moraltraining, ebenso wie die geschulte Vernunft; unentbehrlich sind jedoch nur das absolute Vertrauen in Gott und der Glaube an seine geoffenbarten Gesetze. Ohne Religion ist die Tugend nicht zu befestigen, davon ist Gellert unerschütterlich überzeugt, und das unterscheidet ihn sowohl vom späteren Deismus oder von naturreligiösen Auffassungen der Aufklärung als auch von den *moral-sense*-Philosophen im engeren Sinne:

Allein, meine Zuhörer, verlassen Sie sich bey Ihrer Tugend auch auf die beste Moral der Vernunft nicht. Sie ist gut, aber nicht zureichend, das verdorbene Herz zu ändern und umzubilden. Dieses thut allein die göttliche Kraft der Religion. [...] Nein, das Auge der Vernunft, welches das Licht der Religion nicht vertragen kann, ist gewiß ein blödes Auge.<sup>xli</sup>

Hier sind wir an der Grenze des empfindsamen Programms der wechselseitigen Geistes-, Gefühls- und Geschmacksschulung angelangt, die durch die Religion markiert wird. Die bleibende Fixierung auf eine wenig lebens- und sinnenfreundliche Religiosität mag Gellert später selbst zum Verhängnis geworden sein. Gleichwohl zeigen die *Moralischen Vorlesungen*



demgegenüber sein unermüdliches Bestreben, die Tugend wenigstens *auch* lebensweltlich und empfindsam zu verankern. Dazu trägt vor allem derjenigen Theoriebestandteil bei, den er der französischen moralistischen Tradition entnimmt, nämlich die durchgehende Demonstration moralischer Lehren durch Charakterbilder. Gellert ‚beweist‘ seine Lehrsätze nicht durch Argumente oder Deduktionen; er zeigt sie sozusagen bei der Arbeit im Leben, in bestimmten Situationen, bei unterschiedlichen Persönlichkeiten.<sup>xlii</sup> Die ultimative Bewährungssituation ist dabei, nicht zufällig, das Sterben des jeweiligen Charakters. Erst angesichts der letzten menschlichen Erfahrung erweist sich die Werthaltigkeit der moralischen Maximen; nur wer gut sterben kann, hat gut gelebt:

Der letzte Auftritt des Lebens, da wir alle die andern Güter verlassen müssen, erklärt die Güter des Herzens für die würdigsten. Sie versüßen das Schrecken des Todes, und machen den Augenblick, in dem auch Helden zittern, für uns zum trostvollen und ruhigen.<sup>xliii</sup>

#### IV. Formprinzip: Böse Menschen schreiben keine schönen Briefe

Die Bedeutung dieser ultimativen Bewährungssituation ließe sich, wie viele weitere Aspekte von Gellerts Moralphilosophie, gut an seinem einzigen Roman demonstrieren, dem *Leben der schwedischen Gräfin von G\*\*\**, wo reichlich gestorben wird, mal mehr, mal weniger vorbildlich. Hier soll jedoch seine Brieftheorie in seiner *Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmack in Briefen* (1751) im Vordergrund stehen, in der der untrennbare Zusammenhang von Persönlichkeit, Denkstil und Ausdrucksform, die der empfindsame Gellert repräsentiert, noch stärker ist. Das hängt zum ersten natürlich mit dem Brief selbst zusammen, der keine rein literarische Form ist, sondern primär ein lebensweltliches Kommunikationsmedium; Gellert weist explizit darauf hin, dass „die meisten Briefe“ „Verzeichnisse von besondern Angelegenheiten des gemeinen Lebens“<sup>xliv</sup> seien und aus einer konkreten Gelegenheit heraus entstünden. Zum zweiten ist auch das Formideal des Briefes nach einem lebensweltlichen Muster ausgerichtet: Er ist Gellert zufolge eine „freye Nachahmung des guten Gesprächs“<sup>xlv</sup>, was ihn zu einem interessanten Mittel literarischer Gestaltung macht, das auch Gellert selbst in seinen fiktionalen Texten gern benutzt. Sein Stilideal ist die natürliche, ungekünstelte Sprache jenseits der Normen standardisierter Briefsteller; gleichwohl muss sie sich aber in den Grenzen des guten Geschmacks und der Moralität halten, ist also nicht einfach unachtsame Umgangssprache oder sterile Kanzleisprache. Wie die Fähigkeit zur Tugend ist auch die Anlage zum guten Briefschreiber prinzipiell jedem Menschen gegeben, da sie auf seiner natürlichen Empfindungs- und

Mitteilungsfähigkeit beruht. Wie die Moralität muss sie aber zwingend trainiert und habitualisiert werden, und zwar ebenso wie diese am besten anhand von guten Vorbildern und Beispielen; deshalb sind Gellerts ‚Briefsteller‘ zugleich Mustersammlungen. Und wie die Tugend ist die Fähigkeit gute Briefe zu schreiben schließlich abhängig von den geistigen Fähigkeiten des Briefschreibers; Gellert stellt apodiktisch fest:

Wer gut schreiben will, der muß gut von einer Sache denken können. Wer seine Gedanken gut ausdrücken will, muß die Sprache in der Gewalt haben. Das Denken lehren uns alle Briefsteller nicht.<sup>xlvi</sup>

Für den Stil am wichtigsten ist aber die Emotionalität; sie stellt nämlich vor allem sicher, dass das Ideal der natürlichen Ausdrucksweise auch wirklich erreicht wird. Das ist ganz analog gedacht zur Grundierung der Moral im Herzen, dem ‚moralischen Geschmack‘ als Verbindung des Guten und Schönen im menschlichen Handeln. Briefe, die aus einer solchen unmittelbaren Empfindung heraus geschrieben werden, weisen nach Gellert eine besonders ‚natürliche‘ Ordnung auf – eben weil es diejenige der realen Emotionen selbst ist.<sup>xlvii</sup> Nur dann, wenn die Übergänge im Briefftext wirklich diejenigen der unmittelbar empfindenden Seele sind, wenn sich zudem die von der starken Empfindung erzeugte Aufmerksamkeit auf die kleinsten Nebenumstände in der Wirklichkeit auch Eingang in den Brief findet – nur dann entsteht Natürlichkeit in ihrer reinsten Form: „Der Hauptbegriff von dem Natürlichen ist, daß sich die Vorstellungen genau zur Sache, und die Worte genau zu den Vorstellungen schicken müssen“;<sup>xlviii</sup> das aber ist eben nur garantiert im zeitlichen und emotionalen Zusammenhang von Erleben und Schreiben, wo sich die Wörter sozusagen automatisch zu den Sachen gesellen. Dazu kommt schließlich als letzter Faktor auch hier die Geschmacksbildung durch gute Beispiele und Lektüre hinzu. Weder schlecht erzogene noch moralisch zweifelhafte oder geschmacklose Menschen können gute Briefschreiber sein:

Wer keine gute Auferziehung gehabt, wer seinen Verstand noch gar nicht durch den Umgang mit geschickten und vernünftigen Leuten, oder durch das Lesen guter Bücher geübt, und in Ordnung gebracht, oder wer ihn durch einen bösen Geschmack gar schon verderbt hat, der wird freylich nach dieser Regel immer noch elende Briefe schreiben.<sup>xlix</sup>

## V. Das Genie des Durchschnitts und das Genie der Ausnahme: Gellert und Rousseau

Gellert galt natürlich als anerkannt guter Briefschreiber; seine Korrespondenzbeziehungen, gerade seine späten, müssen letztlich auch den

Mangel persönlich befriedigender Beziehungen, vor allem in Bezug auf das weibliche Geschlecht, kompensieren.<sup>1</sup> Es gehört zur Tragik von Gellerts Person und Leben, dass der Autor des ersten deutschen empfindsamen Romans und der Apologet der moralisch gefestigten ehelichen ‚Zärtlichkeit‘ nicht verheiratet war. Gellert war im ‚wahren Leben‘ leider über weite Strecken nicht der vernünftige und doch empfindsame, der gesellige und gesellschaftlich integrierte Mann, wie er ihn beispielsweise in der Figur des bürgerlichen R\*\*\* in seinem Roman entwirft. Er war bekanntermaßen hypochondrisch, insgeheim sogar depressiv und wenig sozial gestimmt; schlimmer noch, er litt zunehmend unter dem Vergleich mit der Legende, die sich bald um ihn gebildet hatte. Schon 1751 schrieb er in einem Brief:

Ein gewisser Begriff, eine vortheilhafte Meynung, die meine Schriften von mir erweckt, geht voran. Man hofft den scherzhaften, den muntern Mann zu sehn, den man in dieser oder jener Stelle angetroffen hat; man glaubt etwas zu sehn, das man sich selbst entworfen hat, und man sieht das Gegentheil, man sieht eine ernsthaft finstre Stirn, man hört einen Mann, der wenig redt [...]. Dieses bemerke ich, ich fühle es, u. sehe, daß ich meinem Namen selber im Wege bin.<sup>li</sup>

Auch seine drastische Lebenswende in den folgenden Jahren, die Abwendung von der freien literarischen Schöpfung zugunsten der philosophischen Lehrtätigkeit und der religiösen Lehrdichtung, muss vor diesem Hintergrund gesehen werden:<sup>liii</sup> Die Religion bleibt sein Rettungsanker gegenüber der Eigendynamik der Empfindsambewegung, die er mit ausgelöst hatte. Seine literarischen Texte hatten sich gegenüber ihrem Autor verselbständigt; und das gleiche gilt für die von ihm in so sorgsam gehüteten Grenzen aufgewertete Emotionalität des Menschen. Ebenso wenig wie Gellert seine eigenen Leidenschaften allein mit Geschmacksbildung und Emotionsdisziplin in den Griff bekam,<sup>liiii</sup> gelang das den Lesern seiner Texte, zumal nicht nur die Zahl der Veröffentlichungen, speziell im Bereich der Romanliteratur, sondern auch diejenige der Leser rapide anstieg. Die Religion allein erwies sich angesichts der Verführungen durch die qualitativ ganz neuen Reize der Romanliteratur als zu schwaches Gegengift gegen die Empfindsamkeit. Dass diese dann relativ schnell zu einer viel kritisierten Modeerscheinung wurde, kann umgekehrt genauso aus Gellerts Schicksal erklärt werden: Sobald den äußeren Ausdrucksformen der ‚Zärtlichkeit‘ eben kein innerer Gehalt mehr entsprach, die Tränen zu beliebigen Anlässen strömten und die Gefühle stärker äußerlich vorgezeigt als wirklich innerlich empfunden wurden, war die Grundlage von Gellerts ganzheitlicher Empfindsambewegung zerstört. Wer nicht tatsächlich über den von ihm propagierten ‚moralischen Geschmack‘, die natürliche Übereinstimmung des Guten und Schönen in allen Lebenslagen, verfügte, wer das Wechselverhältnis seiner moralischen und ästhetischen Gefühle nicht gleichermaßen langjährig

trainiert, diszipliniert und habitualisiert hatte, musste zum ‚Empfindler‘ werden. Empfindsamkeit ohne Moral jedoch (und, in der stärkeren Variante: ohne Religion,) ist für Gellert nicht nur undenkbar, sondern gefährlich, ja sogar entschieden zu bekämpfen. Fatalerweise wirkt die negative Dynamik der falschen, empfindelnden Lektüre nämlich genauso ganzheitlich wie die positive der richtigen, geschmackvoll empfindsamen Lektüre: Sie verdirbt nicht nur den Geschmack, sondern auch die Moral und mit beidem zusammen schließlich die gesamte Lebenshaltung. Insofern ist es nur logisch, dass sich in späteren Vorlesungsnachschriften der kategorische Rat des früheren Romanautors findet:

Wenn man also jemanden einen Rath geben soll, ob, wie viel, und was für Romanen er lesen könne, so ist es der: Er lese so wenig Romanen als nur möglich ist, so steht er nicht in der Gefahr verderbt zu werden. Allein, zu wissen, welche Metaphysisch, d.i. nach der Regel gut sind, und welche die Moralische Güte, nämlich die Unschuld der Sitten haben: das kan nützlich seyn.<sup>liv</sup>

Diese Gefahren der Empfindsamkeit möge zum Abschluss ein vergleichender Ausblick nach Frankreich demonstrieren. In den 50er Jahren, als sich Gellert in Leipzig der Religion und der Philosophie zuwendet und die Literatur hinter sich lässt, beginnt Jean-Jacques Rousseau seine philosophischen und literarischen Schriften zu publizieren, die in mehrerlei Hinsicht den Höhepunkt der Empfindsamkeit in Frankreich markieren. Belegt ist nur Gellerts Lektüre von Rousseaus Erziehungsroman *Emile, ou De l'Education*, der 1762 erschien, und auch dort nur diejenige des Vorworts.<sup>lv</sup> Gellert ist empört von dem Werk, ja, er verbietet seiner Korrespondenzpartnerin Caroline Lucius die Lektüre geradezu. Dafür führt er mehrere Gründe an, von denen der wichtigste seine Ablehnung von Rousseaus Bekenntnis zur Naturreligion im *Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars* ist: Dessen Weisheit vertrage sich „im Ganzen“ leider nicht mit der Religion. Daneben jedoch lehnt Gellert, konsequent nach dem ganzheitlichen Muster, auch Rousseaus Stil ab: „Ich liebe das Natürliche und einfältig Schöne und Wahre, und *Rousseau* liebt das Sonderbare, das Paradoxe, und höchstens das schimmernde Wahre“.<sup>lvi</sup> Kurz gesagt: Rousseau gibt kein gutes Beispiel, weder stilistisch noch moralisch; er macht sich selbst zum Außenseiter anstatt, wie Gellert, zur vorbildlichen moralischen und stilistischen Autorität.

Allerdings nimmt Rousseau häufig für sich genau das in Anspruch, was auch Gellert besonders auszeichnet: die absolute Übereinstimmung von Person und Werk, und zwar nicht nur in philosophischer Hinsicht – Rousseaus Leben ist für ihn selbst der wichtigste Beweis für die Richtigkeit seiner Überzeugungen –, sondern ebenso in stilistischer. In den Zusätzen zu seinen *Confessions* schreibt er:

Ich werde mich also mit dem Stil ganz nach den Dingen richten. Ich werde nicht danach streben, ihn einheitlich zu machen, sondern immer den haben, der mir eben zufällt, und ihn ungescheut nach meiner Stimmung wechseln, ich werde jede Sache so sagen, wie ich sie empfinde, wie ich sie sehe, ohne Nachforschung, ohne Scham, ohne mich an dem Stilgemisch zu stören. [...] Mein ungleichmäßiger und natürlicher Stil, bald geschwind und bald diffus, bald vernünftig und bald verrückt, bald gewichtig und bald heiter, wird selbst ein Teil meiner Geschichte sein.<sup>lvii</sup>

Gegen ein solches Stilideal hätte Gellert zumindest theoretisch wenig einwenden können. Und Rousseaus Konzept des Geschmacks ist ebenfalls nicht sehr weit von dem Gellertschen entfernt. Auch für Rousseau ist der Geschmack eine natürliche, angeborene Fähigkeit; sie muss jedoch erst durch Ausbildung ausgeprägt werden, wie er im *Emile* ausführt:

Der Geschmack ist allen Menschen natürlich, aber nicht alle besitzen ihn im gleichen Maß, er entwickelt sich nicht bei jedem in gleichem Grad und ist bei allen aus den verschiedensten Gründen der Veränderung unterworfen. Das Maß an Geschmack, das man besitzen kann, hängt von der Empfindungsfähigkeit ab, die man mitbekommen hat; seine Kultur und seine Form hängen von den Kreisen ab, in denen man gelebt hat.<sup>lviii</sup>

Die „Empfänglichkeit“ (sensibilité) als Voraussetzung für den Geschmack führt natürlich wieder auf die Empfindsamkeit, die bei Rousseau aber im Kontext seiner eigenen Philosophie sehr viel stärker auch physiologisch begründet wird. Zudem betont Rousseau mehr als Gellert die sozialen Faktoren der Geschmacksbildung sowie den Einfluss der unterschiedlichsten äußeren Einflussfaktoren: Der Geschmack wird nicht nur im Umgang mit möglichst unterschiedlichen gesellschaftlichen Kreisen geschult, wobei dem Umgang mit dem jeweils anderen Geschlecht eine besondere Bedeutung zukommt; er ändert sich auch in jeder Person nach Alter, Geschlecht und Charakter sowie in Abhängigkeit von Klima, Regierungsformen und gesellschaftlichen Sitten. Insofern ist der Geschmack für Rousseau primär nicht von allgemeingültigen Gesetzen der Moral oder gar der Religion abhängig, und auch nicht so sehr vom Individuum, sondern vielmehr von dessen jeweiligen sozialen Kontext:

Je weiter man die Definitionen des Geschmacks herholt, um so mehr verirrt man sich: der Geschmack ist nur die Fähigkeit zu beurteilen, was den meisten Menschen gefällt oder mißfällt.<sup>lix</sup>

Gleichwohl hat der Geschmack, und das wird für seine erzieherische Funktionalisierung im *Emile* explizit betont, auch bei Rousseau moralische Komponenten. So wird er im Rahmen der zivilisatorischen Bewegung vom Naturzustand hin zum Kulturzustand durch den zunehmenden Luxus immer stärker korrumpiert: Das absolute Maß aller Schönheit ist auch für Rousseau die

Natur, und alles, was sich von dieser entfernt oder sie gar verleugnet – wie der Überfluss der Luxusgesellschaft oder eine ästhetische Avantgarde, die gerade das Nicht-Naturgemäße, Seltene und Ungewöhnliche betonen –, muss naturgemäß nicht nur moralisch problematischer, sondern auch hässlicher werden:

Die Menschen schaffen in ihren Werken nur Schönes in der Nachahmung. Alle wahren Vorbilder des Geschmacks liegen in der Natur. Je weiter wir uns vom Meister entfernen, um so verzerrter werden unsre Bilder.<sup>lx</sup>

Im Ergebnis schließlich ist Rousseau mit Gellert in zwei Punkten einig: Zum einen bietet nur der tatsächlich durch persönliche Anschauung, Bildung und Reflexion erworbene Geschmack eine wirkliche Leitlinie sowohl im moralischen als auch im ästhetischen Urteil: „Wenn ihr erreicht, daß jeder Mensch zu allen Zeiten seine eigene Meinung hat, so wird das, was an sich am angenehmsten ist, immer die Stimmenmehrheit haben“.<sup>lxi</sup> Zum anderen ist es wichtig, ein authentisches emotionales Verhältnis zu den Gegenständen seiner Darstellung zu haben und nicht einfach einen modischen Habitus einzunehmen oder vermeinte Autoritäten nachzuahmen:

Das der Laune und der Autorität unterworfenen eingebildeten Schönen ist nichts anderes mehr als denen, was denen gefällt, die uns führen. Wir werden von den Künstlern, den Vornehmen, den Reichen geführt, und sie werden von ihren Vorteilen und ihrer Eitelkeit geführt.<sup>lxii</sup>

Was Gellert jedoch letztlich an Rousseau nicht gutheißen konnte – und das ist wohl der tiefere Grund für seine Ablehnung des „Sonderbaren“ und „Paradoxen“ –, ist dessen Anerkennung seiner Gefühle auch dann, wenn sie nicht mehr religions- oder moralkonform, aber zweifellos authentisch sind. So hatte Rousseau beispielsweise in seiner grandiosen Selbstdarstellung in seinen später veröffentlichten *Lettres à M. de Malesherbes* beteuert:

Ich kenne meine großen Fehler, und fühle alle meine Laster lebhaft. Mit allem diesen werde ich in voller Hoffnung auf dem höchsten Gott sterben, und fest überzeugt, daß von allen Menschen, die ich in meinem Leben gekannt habe, keiner besser war, als ich.<sup>lxiii</sup>

Ein solcher Satz wäre für Gellert nicht nur paradox, sondern geradezu gotteslästerlich gewesen. Gleichwohl verbindet beide Autoren, die nicht umsonst beide an der Grenze und an den Übergängen von Philosophie und Literatur operierten, ein Bekenntnis zur notwendigen Authentizität von Gefühlen, die wirklich persönlich erlebt und nicht nur erfunden oder präntendiert werden müssen, um sie angemessen beschreiben zu können. Das macht die Empfindsamkeit bei ihren stärksten Vertretern zu einer besonderen, lebendigen Bewegung: Es geht nicht abstrakt nur um die philosophische Rehabilitierung der

Sinnlichkeit oder die psychologische Aufwertung der Empfindungen oder die Erprobung literarischer Darstellungstechniken des Rührenden; es geht vielmehr um ein gleichzeitig unmittelbares und reflektiertes Verhältnis des Menschen zur eigenen Emotionalität und ihren Veränderungen über die Lebenszeit. Gellert ist in diesem Zusammenhang, zugespitzt gesagt, das Genie des Durchschnitts, Rousseau das Genie der Ausnahme. Beide aber verkörpern ein Modell des Autors, das tatsächlich ganzheitlich mit seinem Leben für sein Werk eintreten will – auch wenn dieser einigermaßen heroische Vorsatz aus sehr unterschiedlichen Gründen scheitert und scheitern muss und beide offensichtlich persönlich darunter gelitten haben, ja, ihr gesamtes Lebenswerk konsequenterweise dadurch in Zweifel gezogen sahen.<sup>lxiv</sup> Die beiden prominenten Vordenker der Empfindsamkeit in Deutschland und Frankreich waren gleichzeitig bereits ihre Märtyrer.

i

ii Christian Garve, *Vermischte Anmerkungen über Gellerts Moral, dessen Schriften überhaupt, und Charakter*, Leipzig 1772, hier: 5.

iii Vgl. zu dieser Verbindung auch den Beitrag von Eckhardt Meyer-Krentler, „... weil sein ganzes Leben eine Moral war“. Gellert und Gellerts Legende, in: Bernd Witte (Hrsg.), *„Ein Lehrer der ganzen Nation“. Leben und Werk Christian Fürchtegott Gellerts*, München 1990, 221–257, der eine vergleichbare Argumentation verfolgt wie dieser Aufsatz und sowohl anhand der zeitgenössischen als auch der späteren Rezeption herausarbeitet, wie Gellert als Autor „zur Inkarnation seiner literarischen Botschaft“ (221) wurde.

iv Garve (Anm. 1), 7.

v Vgl. ebd., 204.

vi Ebd., 12.

vii Ebd.

viii Ebd., 10.

ix Garve führt auch hier zur Begründung einen hermeneutischen Grundsatz an: „Der Leser muß immer die Talente des Schriftstellers, den er verstehen, und der ihm gefallen soll, zwar in einem niedrigeren Grade, aber doch in einem gewissen Maaße haben“ (ebd., 7).

x Ebd., 208.

xi Ebd., 12.

xii Ebd., 18.

xiii Christian Fürchtegott Gellert, *Nachgelassene Schriften. Religiöse Selbstbekenntnisse, Tägliche Aufzeichnungen, Bibliothek der schönen Wissenschaften, Dokumente zu Leben und Werk, Register*, in: *Gesammelte Schriften VII*, hier: 5.

xiv Ebd., 358.

xv Korrigierte Zahlen. Auch in seinen täglichen Aufzeichnungen, die nur für einige Zeiträume überliefert sind, skizziert sich Gellert immer wieder als „unwürd. Mensch u. der größte Sünder“ (ebd., 36).

xvi An einer anderen Stelle heißt es beispielsweise: „Ach, ich muß die heil. Schrift fleißiger u. herzlicher lesen u. forschen, meiner Eitelkeit mehr wehren, u. auch meiner unheiligen Traurigkeit, sie ist ja große Sünde u. nichts als Undank gegen Gott. – Weniger Caffee u. Taback sollte ich auch gebrauchen, warum thue ich mir diese Gewalt nicht an?“ (ebd., 90)

xvii Ebd., 137.

xviii Ein weiterer Grund war, wie auch Sibylle Späth hervorhebt, die konkrete Verdüsterung der politischen Situation, wie sie sich zur Zeit des Siebenjährigen Kriegs drastisch äußerte (Sibylle Späth, Vom beschwerlichen Weg zur Glückseligkeit des Menschengeschlechts. Gellerts Moralische Vorlesungen und die Widerstände der Realität gegen die empfindsame Gesellschaftsutopie, in: Bernd Witte (Hrsg.), *„Ein Lehrer der ganzen Nation“. Leben und Werk Christian Fürchtegott Gellerts*, München 1990, 151–171, hier: 166); ebenso Meyer-Krentler: „Denn sein Tod fällt – wie zufällig auch immer – zusammen mit einem historischen Wendepunkt der Literatur- und Sozialgeschichte. [...] Sozialhistorisch ist es die 1770/71 grassierende Hungersnot, die allen Optimismus der Verbesserung der Lebensverhältnisse durch aufgeklärte Ökonomie krass Lügen straft“ (Anm. 2, 231).

xix Vgl. dazu ausführlicher meinen Beitrag: Empfindsame Wissenschaft. Zur Vermittlerfunktion der ‚schönen Wissenschaften‘ bei Gellert, in: Sibylle Schönborn/Vera Viehöver (Hrsg.), *Gellert und die empfindsame Aufklärung. Wissens- und Kulturtransfer um 1750*, Berlin 2008, 23–37.

- 
- xx In: Christian Fürchtegott Gellert, *Poetologische und Moralische Abhandlungen. Autobiographisches*, in: *Gesammelte Schriften V*, 179.
- xxi Ebd.
- xxii Vgl. umfassend zum Geschmack bei Gellert Claudia Kaiser, „Geschmack“ als Basis der Verständigung. *Ch.F. Gellerts Brieftheorie*, Frankfurt a.M. 1996.
- xxiii Gellert, *Von dem Einflusse* (Anm. 20), 185.
- xxiv Ebd., 181.
- xxv Vgl. S. 183.
- xxvi Ebd.
- xxvii Ebd.
- xxviii Ebd., 185f.
- xxix In: *Von den Fehlern der Studierenden bey der Erlernung der Wissenschaften, insonderheit auf Academien*, in: *Gesammelte Schriften V*, 269–281, hier: 280. Auch in seinen eigenen täglichen Aufzeichnungen spielen Lektüre-Notate eine große Rolle, häufig in zwei Sprachen mit Originaltext, beigelegten Kommentaren und Paraphrasen. Mehrfach hatte er bereits in seiner frühen Tätigkeit als Erzieher Muster-Bibliotheken entworfen, so die *Kleine Bibliothek für den Herrn v. Kalitsch*, oder auch spezialisierte Bibliotheken für Hofmeister und Lehrer, wie die *Materialien zur Vorlesung und zum Praktikum über Büschings Grundriss*.
- xxx Christian Fürchtegott Gellert, *Moralische Vorlesungen, moralische Charaktere*, in: *Gesammelte Schriften VI*, hier: 7.
- xxxi Die Vorlesungen wären wohl angemessener zu beschreiben als klassisches Modell einer Pflichtenlehre im Blick auf die menschliche Glückseligkeit, angelehnt an antike Konzepte (vor allem der Stoa), kombiniert mit einer der französischen Tradition entstammenden Charakteristik. Vgl. dazu auch Späth, Gellerts Moralische Vorlesungen (Anm. 18), die vor allem den integrativen Charakter betont: „So mag Gellerts Moral [...] einer der historisch letzten, auf deutschem Boden allerdings durchaus aktuellen Versuche sein, ein kohärentes, geschlossenes Deutungssystem mit universellem Geltungsanspruch zu entwerfen“ (156).
- xxxii Gellert, *Moralische Vorlesungen* (Anm. 26), 14.
- xxxiii Ebd.
- xxxiv Ebd., 21. Vgl. dazu auch Jan Engbers, *Der ‚Moral-Sense‘ bei Gellert, Lessing und Wieland. Zur Rezeption von Shaftesbury und Hutcheson in Deutschland*, Berlin 1998 (hier: 129 u. 151), der Gellerts Auffassung von der grundlegenden Verderbtheit des Menschen besonders betont und sogar in einem gewissen Widerspruch zu seinen aufklärerischen Überzeugungen der Verbesserungsfähigkeit sieht.
- xxxv Gellert, *Moralische Vorlesungen* (Anm. 26), 15. Das betont auch Späth, Gellerts Moralische Vorlesungen (Anm. 18): „Freilich geht es hier nicht um die theoretische Rechtfertigung einer regellosen, wilden Sinnlichkeit, sondern vielmehr um das in einem lebenslangen Erziehungsprozeß trainierte Empfindungsvermögen“ (158). Ähnlich auch Engbers (Anm. 30): „In seiner ersten Vorlesung geht er wie Hutcheson und Crusius davon aus, daß der moralische Geschmack seine größte Wirkung entfaltet, wenn die aufmerksame Wahrnehmung seiner Reaktionen einen Prozeß der Eigenkonditionierung in Gang setzt und steuert“ (126).
- xxxvi Gellert, *Moralische Vorlesungen* (Anm. 26), 27. Vgl. zum Geschmack als spezifisch moralisches Vermögen bei Gellert Kaiser (Anm. 22, 128 ff). Kaiser weist auch darauf hin, dass dieser Geschmack in gewisser Weise eine „säkularisierte religiöse Empfindung“ ist (129). Gerade durch die Verbindung von religiösen, moralischen und ästhetischen Facetten des Begriffs wird Gellert für sie zum Vordenker späterer Konzepte der Klassik. Ebenso hebt sie die soziale Bedeutung des Begriffs zur Etablierung einer bürgerlichen Geschmackskultur hervor: „Der ‚Geschmack‘ sucht Austausch unter Gleichgesinnten. [...] Der ‚Geschmack‘ fungiert in der hier dargestellten Gesellschaft als sozial verbindendes Erkennungsmerkmal“ (136).
- xxxvii Gellert, *Moralische Vorlesungen* (Anm. 26), 16.
- xxxviii Vgl. dazu ausführlich Engbers (Anm. 30): „Im Gegensatz zu Hutcheson stellt Gellert den moralischen Geschmack beziehungsweise das Gewissen des Menschen als ein zusätzliches Urteilsvermögen dar, das unabhängig von der Vernunft operiert und deren praktische Wirkungslosigkeit ausgleicht, indem es schnell und vehement urteilt“ (124).
- xxxix Gellert, *Moralische Vorlesungen* (Anm. 26), 242.
- xl Ebd., 241.
- xli Ebd., 8f.
- xlii Diese kurzen Skizzen dienen nicht nur der Belebung des Vortrags und der angestrebten Emotionalisierung der Zuhörer; sie demonstrieren darüber hinaus noch einmal die Untrennbarkeit von Moral und Leben. Das belegt am besten die Beliebtheit seiner Vorlesungen, bei der die Zuhörer durch Gellerts Vortragsweise und seinen persönlichen Einsatz regelmäßig zu Tränen gerührt wurden, wie vielfach überliefert ist; vgl. z.B. Späth, Gellerts Moralische Vorlesungen (Anm. 30), 152f. Vgl. zu den Charakteristiken auch meinen Beitrag: „Eben so viel feine Beobachtungsgabe, als philosophischen Scharfsinn“ – anthropologische Charakteristik in Platners *Philosophischen Aphorismen*, in: Gideon Stiening/Guido Naschert (Hrsg.), *Ernst*



---

Platner (1744–1819). *Konstellationen der Aufklärung zwischen Philosophie, Medizin und Anthropologie*, Hamburg 2007, 197–220.

<sup>xl</sup> Gellert, *Moralische Vorlesungen* (Anm. 26), 27. Zu den Berichten von Gellerts eigenem Sterben vgl. Sikander Singh, *Christian Fürchtegott Gellert*, Hannover 2010, 100.

<sup>xli</sup> Christian Fürchtegott Gellert, , in: *Gesammelte Schriften IV*, hier: 114.

<sup>xlii</sup> Ebd., 111.

<sup>xliii</sup> Christian Fürchtegott Gellert, *Gedanken von einem guten deutschen Briefe*, in: *Gesammelte Schriften IV*, 97–104, hier: 102.

<sup>xliiii</sup> Vgl. ebd., 64f.

<sup>xliiii</sup> Ebd., 120.

<sup>xliiii</sup> Ebd., 126.

<sup>i</sup> So auch Kaiser (Anm. 22): „Es läßt sich die These aufstellen, daß bei Gellert das, was sich bis hin zur Hypochondrie und anderen Krankheiten als defizitärer Teil seines Lebens darstellt, ein Gegengewicht in der intensiven Schreib- und Briefkultur findet“ (142).

<sup>ii</sup> Christian Fürchtegott Gellert, *Briefwechsel*, hrsg. von John F. Reynolds, Berlin/New York 1983, hier: Bd. I, 99.

<sup>iii</sup> Singh (Anm. 39) datiert diese Lebenswende auf das Jahr 1751, Meyer-Krentler deutlich später (vgl. Anm. 2, 254). Er sieht als mögliche Erklärungen für die Wende zum einen die Erschöpfung von Gellerts kreativen Potenzen durch den Erfolg selbst (vgl. 242) bzw. eine Verlagerung seiner praktischen Wirkungsmöglichkeiten in der literarischen Kultur Leipzigs in den 50er Jahren (vgl. 244f.). Im Wesentlichen stellt Meyer-Krentler aber zu Recht darauf ab, dass Literatur bzw. Poesie im engeren Sinne für Gellert niemals ein ‚Selbstzweck‘ ist, sondern bei veränderten äußeren Umständen auch durch andere Wirkungsmöglichkeiten substituiert werden kann: „In den 50er Jahren ist er gewissermaßen über die Literatur hinaus, in der Praxis angelangt, und nur seine innere religiöse Entwicklung befördert noch einmal die literarische Produktion“ (247).

<sup>iiii</sup> Vgl. zum Krankheitskomplex der ‚Hypochondrie‘ bei Gellert Späth (Anm. 18), 169f.

<sup>lv</sup> Gellert, *Gesammelte Schriften VII*, 237.

<sup>lv</sup> Gellert verzeichnet nach der Lektüre lakonisch: „Rousseau. Aemil ist ein Roman. Seine Werke litten, wie sein Charakter viel Schicksal wegen seiner paradoxen, und meistentheils falschen Sätze. Er glaubt, was andere nicht glauben. Die natürliche Religion trägt er zu emphatisch vor. Taugt nicht viel.“ (ebd., 271)

<sup>lvi</sup> Brief an Lucius, 26. Oktober 1762 (*Gesammelte Schriften III*, 252).

<sup>lvii</sup> *Ébauches des Confessions*; in: *Oeuvres Completes*, Bd. 1, Paris 1959, 1154; (Übersetzung nach Jean Starobinski, *Jean-Jacques Rousseau: Eine Welt von Widersprüchen*, Frankfurt a.M. 1993, Anm. 21, 289f). Im Übrigen verbergen sich bei beiden Autoren Fällen deutliche rhetorische Strukturen unter dem Natürlichkeitsideal.

<sup>lviii</sup> Hier zitiert in der Übersetzung von Eleonore Sckommodau, *Emile oder über die Erziehung*, hrsg. von Martin Rang, Stuttgart 1983, hier: 691.

<sup>lix</sup> Ebd., 690.

<sup>lx</sup> Ebd., 692.

<sup>lxi</sup> Ebd.

<sup>lxii</sup> Ebd.

<sup>lxiii</sup> Hier zitiert nach der zeitgenössischen Übersetzung von Prinz August von Sachsen-Coburg-Gotha. In: „*Es ward als ein Wochenblatt zum Scherze angefangen*“. *Das Journal von Tiefurt*, hrsg. von Jutta Heinz und Jochen Golz, Göttingen 2011, hier: 248.

<sup>lxiv</sup> Eckhart Meyer-Krentler hat das in seinem aufschlussreichen Aufsatz zu Gellert und der ‚Gellert-Legende‘ (Anm. 2) am Ende kompakt zusammengefasst: „Gellert steht für eine Lesekultur des Übergangs, in welcher der Dichter als ‚Praeceptor‘ die Gesellschaft in ihre moralischen Prinzipien einübt – über seine Schriften und mit Einsatz seiner ganzen Person. Diese dienstbare Rolle wollen und können die neuen Poeten nicht mehr ohne weiteres übernehmen“ (257).